



CANSTEIN-BRIEFE Weihnachten 1976

»Gib Gott seine Ehre mit fröhlichen Augen!«

Pastor Hans Deppe zum Dank

Dieses schöne Wort aus dem 35. Kapitel des Buches Jesus Sirach, das auf Luthers Übersetzung zurückgeht, hat in der neuen, revidierten Ausgabe des Alten Testaments einer anderen, philologisch korrekteren Übersetzung weichen müssen. Aber die Wahrheit, die darin ausgesprochen wird, bleibt davon unberührt.

Dieses Wort scheint mir in besonderer Weise Wesen und Wirkungsart des am 30. Juni d. J. ausgeschiedenen theologischen Mitarbeiters der von Cansteinschen Bibelanstalt, Pastor i. R. Hans Deppe in Bielefeld, zu kennzeichnen. Als wir nach dem Tod seines hochverdienten Vorgängers, Superintendent i. R. Günther Leppin, im Herbst 1974 bei ihm anfragten, ob er bereit sei, in die Lücke zu springen, hat er gleich zugesagt, obwohl er damals schon 73 Jahre alt war und noch immer alle Hände voll zu tun hatte. Die Erfahrung, daß man gerade bei denjenigen auf Hilfe hoffen kann, die eigentlich am ehesten ein Anrecht hätten sich zu versagen, bestätigte sich auch hier wieder. Denn Pastor Deppe, der nach 35jähriger segensreicher Tätigkeit an der Bielefelder Altstädter Nicolaikirche vor zehn Jahren in den »tätigen Ruhestand« trat und einer der bekanntesten westfälischen Pfarrer ist, weiß, daß »ein Christ immer im Dienst« ist (wie der Titel des Erinnerungsbuches des heimgegangenen Bischofs Otto Dibelius heißt).

Schon früh war ihm die Wichtigkeit der kirchlichen Öffentlichkeitsarbeit aufgegangen. Er hatte in Presse und Rundfunk mitgearbeitet, in den Tageszeitungen Andachten und Sonntagsbetrachtungen veröffentlicht und auch den Mut zu neuen Wegen aufgebracht; z. B. geht die Einrichtung der täglichen Kurzandachten in der Altstädter Kirche auf ihn zurück. So kann es denn auch nicht Wunder nehmen, daß die bibelmissionarische Arbeit der von Cansteinschen Bibelanstalt, die er zunächst mehr aus Pflichtgefühl übernommen hatte, ihn schon bald auch innerlich fesselte. Er hielt Vorträge, baute den Freundeskreis aus, den Superintendent Leppin begründet hatte, rührte seine fleißige und geschickte Feder für die Bibel, und es gelang ihm, in den zwei Jahren seiner Mitarbeit die Spendefreudigkeit in den westfälischen Gemeinden für die Weltbibelhilfe ein gutes Stück zu steigern. Dabei kam ihm seine Frohnatur zu Hilfe. Weil er wirklich dem Rat des Buches Jesus Sirach folgt, Gott seine Ehre mit fröhlichen Augen zu geben, gelingt es ihm meist schnell, auch Sympathie und Vertrauen für die Sache zu wecken, die er vertritt. Deshalb können wir nur mit Dankbarkeit auf die beiden Jahre zurückblicken, in denen er unser Mitarbeiter und Helfer war. Wenn er zum 30. Juni 1976 wegen der Neuorganisation der Arbeit der von Cansteinschen Bibelanstalt ausgeschieden ist, so bleibt er uns doch verbun-

den. Denn er will trotzdem und trotz der mannigfachen Nebenämter, die er nach wie vor versieht, gern weiter in Vorträgen für die Bibelsache werben, wenn man ihn ruft. Kann es einen schöneren Beweis dafür geben, wie sehr ihm das Werk des — väterlicherseits aus Westfalen stammenden — Freiherrn Carl Hildebrand von Canstein das Herz abgewonnen hat?

Prof. D. Dr. Oskar Söhngen



Foto: Vincent Böckstiegel

Unser neuer theologischer Mitarbeiter

Am 1. Juli dieses Jahres hat Pfarrer Hartmut Griewatz als theologischer Mitarbeiter unserer Bibelanstalt die Nachfolge von Pfarrer i. R. Hans Deppe angetreten.

Pfarrer Hartmut Griewatz wurde in Bielefeld geboren und studierte nach dem Abitur an den Universitäten Tübingen und Bochum. Seit 1973 ist er Pastor im Volksmissionarischen Amt der Evangelischen Kirche von Westfalen und hat in verschiedenen Arbeits-

gebieten der Volksmission mitgearbeitet. Unter anderem war bzw. ist er verantwortlich für die Vorbereitung von Bibelwochen in Westfalen, für die Zurüstung und beratende Begleitung von Besuchsdienstgruppen, für die Mitarbeit bei der Vorbereitung und Durchführung von Presbytertagen. Darüber hinaus obliegt ihm als Redaktionsmitglied die Bearbeitung der wöchentlich erscheinenden Korrespondenz für den Verkündigungsdienst in der Evangelischen Kirche von Westfalen, »botschaft aktuell«.

Als der Präsident der von Cansteinschen Bibelanstalt, Prof. D. Dr. Oskar Söhngen, Pfarrer Griewatz am Himmelfahrtstag in eine Pfarrstelle des Volksmissionarischen Amtes und als theologischen Mitarbeiter der Bibelanstalt einführte, legte er seiner Ansprache den Text 2. Kor. 4, 6 zugrunde: »Gott, der da hieß das Licht aus der Finsternis hervorleuchten, der hat einen hellen Schein in unsere Herzen gegeben, daß durch uns entstände die Erleuchtung zur Erkenntnis der Herrlichkeit Gottes in dem Angesicht Jesu Christi.« Auf diesem Hintergrund sagte Prof. Söhngen zur Aufgabe der Bibelmission, für die Pfarrer Griewatz sich verantwortlich wissen soll, sie habe »den Verständnisszugang zur Bibel neu und in der Sprache unserer Zeit zu erschließen, die Steine aus dem Weg zu räumen, die ihn versperren, und so die Bibel als Wort Gottes wieder zum Sprechen zu bringen, in die persönliche Situation des Einzelnen und die verschiedenen Gruppen und Schichten hinein . . . Mission kann man nur mit dem Drang treiben, das

Licht, das einem Gott in Jesus Christus aufgehen ließ, weiterzutragen und auch in anderen Herzen aufleuchten zu sehen. Wo Licht ist, da ist auch Wärme, — die Wärme der Liebe, die erfinderisch macht und nach immer neuen Mitteln und Wegen sucht, um die Barrieren des Zweifels und der Verweltlichung, der falschen Wissenschaftsgläubigkeit und wachsenden Entfremdung gegenüber den Wundern und Geheimnissen der Offenbarung zu durchbrechen.«

Wir bitten alle Freunde der von Cansteinschen Bibelanstalt, Pfarrer Griewatz in seinem Dienst zu begleiten und ihm das Vertrauen entgegenzubringen, das sie seinen Vorgängern schenkten.

E. Kochs

Die Bedeutung der Bibel für die Christen in den Entwicklungsländern

Siegfried Meurer

Daß die Bibel in den Entwicklungsländern eine wachsende und bedeutende Rolle spielt, geht schon aus Zahlen hervor. In Afrika leben etwa 100 Millionen Menschen weniger als in Europa (wobei die Sowjetunion nicht mitgerechnet wird); aber in Afrika werden mehr Bibeln gekauft als auf unserem Kontinent. Nimmt man Bibeln, Neue Testamente und biblische Auswahlhefte zusammen, so werden in Afrika knapp eine Million mehr verbreitet als in Europa. Ein ähnliches Bild ergibt sich für Südamerika, wo zweihundert Millionen Menschen weniger wohnen als in Europa, aber doppelt soviel Bibelteile gekauft und gelesen werden. Nimmt man auch hier das kleine biblische Schrifttum hinzu, so ergibt sich eine viermal so hohe Verbreitung in Süd- und Mittelamerika wie in Europa. Schon dieser knappe Überblick zeigt: In den Entwicklungsstaaten hat die Bibel einen anderen Stellenwert. Im Vergleich zu unserem Land, wo sich immer noch 90 Prozent als Christen bezeichnen und der Kirche angehören, wird die Bibel von den Christen in den Entwicklungsländern anders gesehen und angenommen.

Im letzten Jahr habe ich in Indien erfahren, daß das neu gedruckte Neue Testament in Tamil, einer Sprache, die von ca. 42 Millionen Menschen gesprochen wird, noch bevor es auf dem Markte war, Interessenten und Käufer gefunden hatte. Eine moderne chinesische Übersetzung war in wenigen Tagen vergriffen. In einigen Ländern Afrikas ist die Nachfrage nach Bibeln nicht zu befriedigen.

So erreichte uns vor einigen Wochen der Bitruf aus Afrika: »Schickt Bibeln, denn wir können die Nachfrage nicht befriedigen!« Typisch ist auch der Bitruf eines äthiopischen Evangelisten: »Wann bekommen wir endlich unsere Bibeln? Wir warten darauf wie auf Regen.« Das mag genügen, um

zu zeigen, daß die Bibel für die Kirchen und Christen in den Entwicklungsländern tatsächlich eine größere und andere Bedeutung hat als für uns. Damit stellt sich natürlich die Frage: Wie kommt das eigentlich und was geht da vor? Bekannt ist sicherlich — und deshalb kann ich mich kurz fassen —, daß die Kirchen in Afrika, in Südamerika und in einigen Ländern Asiens wachsen. Während in Europa und neuerdings in Nordamerika die Kirchen an Bedeutung verlieren und hier und dort sogar schrumpfen, ist in einigen Entwicklungsstaaten ein umgekehrter Prozeß zu beobachten. Es ist nur noch eine Frage der Zeit, so werden die afrikanischen, südamerikanischen und asiatischen Christen uns an Zahl und Bedeutung überflügeln. Die traditionelle Führungsrolle des europäischen Christentums wird an die Kirchen anderer Länder und Kontinente abgetreten werden müssen. Dieser Prozeß ist schon jetzt erkennbar und kann möglicherweise zu einer echten Neubesinnung in Europa führen. Weil also die Kirchen in einigen Entwicklungsländern wachsen, darum steigt naturgemäß auch die Nachfrage nach Bibeln. Aber das erklärt allein noch nicht die Bedeutung der Bibel für die Christen in den Entwicklungsländern. Dazu ist mehr und Umfassenderes zu sagen.

Die Bedeutung der Bibel im Bereich der sprachlichen Entwicklung

In der Welt gibt es etwa 800 Millionen Menschen, die weder lesen noch schreiben können. Diese Menschen befinden sich fast ausschließlich in den Entwicklungsländern. So haben die größten arabischen Staaten eine Analphabetenquote von über 15jährigen, die zwischen 65–80 Prozent liegt. In Afrika rangiert die Zahl zwischen 30–99 Prozent. In Südamerika ist die Zahl der Analphabeten wesentlich niedriger, in Mittelamerika wiederum höher. Im Nahen Osten ist die Zahl oft gar nicht bekannt. Wo Erhebungen angestellt worden sind, ist das Ergebnis erschütternd. Der Iran hat etwa 77 Prozent Menschen, die nicht lesen und schreiben können. Auch in Süd-asien kennt man die Zahlen nicht; man geht jedoch nicht fehl, wenn man je nach Staat von 20 bis 90 Prozent ausgeht.

Man weiß inzwischen sehr genau, daß ein Land und Volk sich nur entwickeln, d. h. wirtschaftlichen Fortschritt erzielen kann, wenn möglichst alle lesen und schreiben können. Analphabetentum und Unterentwicklung gehen Hand in Hand. Aus diesem Grunde kämpfen die Regierungen der Entwicklungsländer fast alle gegen das Analphabetentum, indem sie die allgemeine Schulpflicht einführen, sofern das möglich ist und Lehrer in ausreichender Zahl vorhanden sind, und bieten jungen Leuten und Erwachsenen im Schnellverfahren Kurse im Lesen und Schreiben an, damit sie Arbeitsstellen übernehmen können, in denen solche Kenntnisse erforderlich sind. Ein Mechaniker oder Fabrikarbeiter muß lesen können. Ein Ver-

waltungsangestellter muß dazu auch schreiben können. Im medizinischen, pharmazeutischen und erzieherischen Bereich ist die Kenntnis des Lesens und Schreibens unerlässlich. Das kann jeder einsehen. Sehr bald hat man in den Entwicklungsländern jedoch erkannt, daß ein Mensch, der einmal Lesen und Schreiben gelernt hat, diese Fähigkeiten schon nach wenigen Jahren verliert, wenn er sich darin nicht üben kann. Hier liegt ein besonderes Problem der Entwicklungsländer.

Jeder von uns kennt die riesigen Buchläden an den Bahnhöfen. Auch jeder europäische Flughafen bietet eine unübersehbare Fülle von Schrifttum feil. In Afrika, Indien, Korea, Taiwan — um nur einige Beispiele zu nennen — wird man vergebens danach suchen. Unser Reichtum besteht eben nicht nur in einer Überproduktion von Nahrung, Kleidung und Wohnraum, sondern auch in einem Überangebot an Schrifttum. Genau an dieser Stelle haben die Christen ihre Aufgabe und ihre Chance gesehen; denn wenn es kein allgemeines Schrifttum gibt, warum soll man dann nicht biblisches Schriftmaterial anbieten? So fragten sich Christen in den Entwicklungsländern. Nun muß man jedoch sehen, daß sich die meisten Bibelübersetzungen für diese spezielle Aufgabe gar nicht eignen. Entweder ist die Sprache altertümlich oder zu hoch und anspruchsvoll, so daß sie nicht verstanden wird. Aus diesem Grunde haben die Bibelgesellschaften im Jahre 1972 das Programm für neue Leser ins Leben gerufen. Es besteht aus einer Serie von biblischen Geschichten aus dem Neuen Testament, die von Theologen und Linguisten nach einer bestimmten Übersetzungstechnik so übersetzt werden, daß der Leser mit einfachen Lesekenntnissen die Geschichten verstehen und dabei seine Lesefähigkeit erhalten, ja sogar verbessern kann. Die Texte werden im Laufe der Zeit immer schwieriger und die Leser immer besser im Umgang mit der Sprache. Dieses Programm hat in der Verbreitungsstrategie der Bibelgesellschaften Vorrang bekommen. Es ist inzwischen in ca. 250 Sprachen übersetzt und bereits in über 100 Sprachen gedruckt. Der Schwerpunkt liegt in Asien (140 Sprachen), gefolgt von Afrika (66 Sprachen) und Südamerika (38 Sprachen). Im Jahre 1974 sind etwa 70 Millionen Exemplare solcher biblischer Texte an Menschen gegeben worden, die danach verlangten. Das ist eine erstaunliche Zahl, wenn man bedenkt, daß der Weltbund der Bibelgesellschaften erst 1972 damit begonnen hat.

Die Bedeutung der Bibel für den Glauben der Christen

Bisher habe ich die Bedeutung der Bibel für die Christen in den Entwicklungsländern nach mehreren Gesichtspunkten dargestellt. Ich habe zu zeigen versucht, daß die Bibel in der Form der Leselernprogramme ein unentbehrliches Mittel der Entwicklungshilfe ist, weil Menschen, die lesen können, für den wirtschaftlichen Aufbau eines Landes unentbehrlich sind.

Wir kamen dann zu der Überlegung, daß die Botschaft der Bibel zwangsläufig zu einer veränderten Einstellung der Menschen gegenüber dem Nächsten und der Gesellschaft führt. Menschen, die die Bibel lesen, erfahren, daß sie soziale Ungleichheit, Ungerechtigkeit und Unterdrückung des Menschen nicht einfach hinnehmen können. Sodann versuchte ich zu zeigen, daß die Bibel für die entstehenden Kirchen in den Entwicklungsländern deshalb von Bedeutung ist, weil sie die Einheit der Kirchen und ihre Mission fördert. Schließlich muß noch darauf hingewiesen werden, daß die Bibel und ihre Botschaft den Menschen selber zur Person macht. Nach dem biblischen Zeugnis steht der Mensch Gott gegenüber. Gott redet ihn an und der Mensch antwortet ihm. Durch diese Ich-Du-Beziehung und durch die Anrede Gottes wird der Mensch aber zu einem verantwortlichen, ja eigenständigen Wesen. Durch die Bindung an Gott und Jesus wird der Mensch zugleich frei von anderen Bindungen, von Bindungen eines Stammes, einer Kaste, einer Rasse oder Kultur und er wird nicht nur frei, sondern zugleich geborgen.

Thomas Mann hat in seinem Buch »Joseph und seine Brüder« dem phantastischen Aufstieg des nach Ägypten verschleppten und als Sklave verkauften Joseph nachgedacht und dies ganz richtig auch mit seinem Glauben an den erwählenden Gott in Verbindung gebracht. So schreibt er: »Man muß nur auf den Gedanken kommen, daß Gott es besonders mit einem vorhat und daß man ihm helfen muß: dann spannt sich die Seele, und der Verstand ermannt sich, die Dinge unter sich zu bringen und sich zum Herrn aufzuwerfen über sie.«

Damit könnte ich eigentlich schließen, weil wir die Fortsetzung der Geschichte des Joseph kennen. Er, der gläubige Jude, der aus den biblischen Erzählungen lebte, hilft dem Land mit seinen Problemen fertig zu werden, in das er als Sklave verschleppt und verkauft worden war. Sein Glaube und das Bewußtsein, daß Gott mit ihm ist, hat ihn zu einem eigenständigen, freien und verantwortlichen Menschen gemacht, der seine Gaben in den Dienst eines fremden Landes zum Wohle jener Menschen stellte.

Aus besonderem Grunde darf ich meinen Bericht hier nicht enden lassen. In unserem Lande gibt es viele, die die materielle Hilfe für wesentlicher halten oder gar gegen die Bibelhilfe ausspielen. Darunter befinden sich auch Christen, worüber man nicht genug staunen kann. Dabei wird vergessen, daß wir den Menschen in Asien, Afrika und Südamerika nicht nur Teilhabe an unserem Wohlstand schulden, sondern auch an unserem geistigen Besitz. Die Menschenrechte, unsere Kultur, Gesellschaft und Demokratie stehen auf den Grundwerten der Bibel. Wie sollten wir nicht für sie eintreten und sie vermitteln? Pastor Ezra Begremedhin hat uns dazu folgendes geschrieben:

»Wir haben eine Periode geistlichen Hungers in Äthiopien. Wir haben allerdings den Eindruck, daß europäische und amerikanische Hilfsorganisationen zu sehr an Entwicklungsprojekten interessiert sind, an Projekten, die es mit dem materiellen Wohlergehen der Menschen zu tun haben. Dieser Bereich wird nach unserem Empfinden überbetont, so daß der in Äthiopien entstandene geistliche Hunger nicht genügend beachtet wird. Entwicklungshilfe ist natürlich nach wie vor notwendig. Alle uns gegebene Hilfe sollte jedoch beides, die geistlichen und die materiellen Bedürfnisse der Menschen, umfassen.«

Noch kürzer hat ein Christ aus Südnigeria die Bedeutung der Bibel für Menschen in den Entwicklungsländern beschrieben:

»Wir brauchen Brot, um leben zu können, wir brauchen die Bibel, um leben zu wollen.«

Damit ist auf einen kurzen Nenner gebracht, was ich Ihnen heute habe sagen und erklären wollen:

Die Bibel ist von eminenter Bedeutung für den Menschen, für die Entwicklung eines Landes und für das Wohl der Welt.

(Auszugsweise entnommen aus Ulrich Fick / Siegfried Meurer / Ludwig Quaas: Die Kraft der Bibel im Zeitalter der Polarisierungen; erschienen im Neukirchener Verlag des Erziehungsvereins, 4133 Neukirchen-Vluyn; 48 Seiten DM 4,80).

Die Leihgabe

Wolfdietrich Schnurre

Am meisten hat Vater sich jedesmal zu Weihnachten Mühe gegeben. Da fiel es uns allerdings auch besonders schwer, drüber wegzukommen, daß wir arbeitslos waren. Andere Feiertage, die beging man oder man beging sie nicht; aber auf Weihnachten lebte man zu, und war es erst da, dann hielt man es fest; und die Schaufenster, die brachten es ja oft noch nicht mal im Januar fertig, sich von ihren Schokoladenweihnachtsmännern zu trennen.

Mir hatten es vor allem immer die Zwerge und Kasperles angetan. War Vater dabei, sah ich weg; aber das fiel meist mehr auf, als wenn man hingesehen hätte; und so fing ich dann allmählich doch wieder an, in die Läden zu gucken.

Vater war auch nicht gerade unempfindlich gegen die Schaufensterauslagen, er konnte sich nur besser beherrschen. Weihnachten, sagte er, wäre das Fest der Freude; das Entscheidende wäre jetzt nämlich: nicht traurig zu sein; auch dann nicht, wenn man kein Geld hätte.

»Die meisten Leute«, sagte Vater, »sind bloß am ersten und zweiten Feiertag fröhlich und vielleicht nachher zu Silvester noch mal. Das genügt aber

nicht; man muß mindestens schon einen Monat vorher mit Fröhlichkeit anfangen. Zu Silvester«, sagte Vater, »da kannst du dann getrost wieder traurig sein; denn es ist nie schön, wenn ein Jahr einfach so weggeht. Nur jetzt, so vor Weihnachten, da ist es unangebracht, traurig zu sein.«

Vater selbst gab sich auch immer große Mühe, nicht traurig zu sein um diese Zeit; doch er hatte es aus irgendeinem Grund da schwerer als ich; wahrscheinlich deshalb, weil er keinen Vater mehr hatte, der ihm dasselbe sagen konnte, was er mir immer sagte.

Es wäre bestimmt auch alles leichter gewesen, hätte Vater noch seine Stelle gehabt. Er hätte sogar wieder als Hilfspräparator gearbeitet; aber sie brauchten keine Hilfspräparatoren im Augenblick. Der Direktor hatte gesagt, aufhalten im Museum könnte Vater sich gern, aber mit Arbeit müßte er warten, bis bessere Zeiten kämen.

»Und wann, meinen Sie, ist das?« hatte Vater gefragt.

»Ich möchte Ihnen nicht weh tun«, hatte der Direktor gesagt.

Frieda hatte mehr Glück gehabt; sie war in einer Großdestille am Alexanderplatz als Küchenhilfe eingestellt worden und war dort auch gleich in Logis. Uns war es ganz angenehm, nicht dauernd mit ihr zusammen zu sein; sie war jetzt, wo wir uns nur mittags und abends mal sahen, viel netter.

Aber im Grunde lebten auch wir nicht schlecht. Denn Frieda versorgte uns reichlich mit Essen, und war es zu Hause kalt, dann gingen wir ins Museum rüber; und wenn wir uns alles angesehen hatten, lehnten wir uns unter dem Dinosauriergerippe an die Heizung, sahen aus dem Fenster oder fingen mit dem Museumswärter ein Gespräch über Kaninchenzucht an.

An sich war das Jahr also durchaus dazu angetan, in Ruhe und Beschaulichkeit zu Ende gebracht zu werden. Wenn Vater sich nur nicht solche Sorge um einen Weihnachtsbaum gemacht hätte.

Es kam ganz plötzlich.

Wir hatten eben Frieda aus der Destille abgeholt und sie nach Hause gebracht und uns hingelegt, da klappte Vater den Band »Brehms Tierleben« zu, in dem er abends immer noch las, und fragte zu mir rüber: »Schläfst du schon?«

»Nein«, sagte ich, denn es war zu kalt zum Schlafen.

»Mir fällt eben ein«, sagte Vater, »war brauchen ja einen Weihnachtsbaum.«

Er machte eine Pause und wartete auf meine Antwort.

»Findest du?« sagte ich.

»Ja«, sagte Vater, »und zwar so einen richtigen, schönen; nicht so einen murkligen, der schon umkippt, wenn man bloß mal eine Walnuß dranhängt.«

Bei dem Wort Walnuß richtete ich mich auf. Ob man nicht vielleicht auch ein paar Lebkuchen kriegen könnte zum Dranhängen?

Vater räusperte sich. »Gott . . .«, sagte er, »warum nicht, mal mit Frieda reden.«

»Vielleicht«, sagte ich, »kennt Frieda auch gleich jemand, der uns einen Baum schenkt.«

Vater bezweifelte das. Außerdem: So einen Baum, wie er ihn sich vorstellte, den verschenkte niemand, der wäre ein Reichtum, ein Schatz wäre der.

Ob er vielleicht eine Mark wert wäre, fragte ich.

»Eine Mark . . .?!« Vater blies verächtlich die Luft durch die Nase: »Mindestens zwei.«

»Und wo gibt's ihn?«

»Siehst du«, sagte Vater, »das überleg' ich auch gerade.«

»Aber wir können ihn doch gar nicht kaufen«, sagte ich; »zwei Mark: Wo willst du die denn jetzt hernehmen?«

Vater hob die Petroleumlampe auf und sah sich im Zimmer um. Ich wußte, er überlegte, ob sich vielleicht noch was ins Leihhaus bringen ließe; es war aber schon alles drin, sogar das Grammophon, bei dem ich so geheult hatte, als der Kerl hinter dem Gitter mit ihm weggeschlurft war.

Vater stellte die Lampe wieder zurück und räusperte sich. »Schlaf mal erst; ich werde mir den Fall durch den Kopf gehen lassen.«

In der nächsten Zeit drückten wir uns bloß immer an den Weihnachtsbaumverkaufsständen herum. Baum auf Baum bekam Beine und lief weg; aber wir hatten noch immer keinen.

»Ob man nicht doch . . .?« fragte ich am fünften Tag, als wir gerade wieder im Museum unter dem Dinosauriergerippe an der Heizung lehnten.

»Ob man was?« fragte der Vater scharf.

»Ich meine, ob man nicht doch versuchen sollte, einen gewöhnlichen Baum zu kriegen?«

»Bist du verrückt?!« Vater war empört. »Vielleicht so einen Kohlstrunk, bei dem man nachher nicht weiß, soll es ein Handfeger oder eine Zahnbürste sein? Kommt gar nicht in Frage.«

Doch was half es; Weihnachten kam näher und näher. Anfangs waren die Christbaumwälder in den Straßen noch aufgefüllt worden; aber allmählich lichteten sie sich, und eines Nachmittags waren wir Zeuge, wie der fetteste Christbaumverkäufer vom Alex, der Kraftriemen-Jimmy, sein letztes Bäumchen, ein wahres Streichholz von einem Baum, für drei Mark fünfzig verkaufte, aufs Geld spuckte, sich aufs Rad schwang und wegfuhr.

Nun fingen wir doch an, traurig zu werden. Nicht schlimm; aber immerhin, es genügte, daß Frieda die Brauen noch mehr zusammenzog, als sie es sonst schon zu tun pflegte, und daß sie uns fragte, was wir denn hätten.

Wir hatten uns zwar daran gewöhnt, unseren Kummer für uns zu behalten, doch diesmal machten wir eine Ausnahme, und Vater erzählte es ihr. Frieda hörte aufmerksam zu. »Das ist alles?« Wir nickten.

»Ihr seid aber komisch«, sagte Frieda; »wieso geht ihr denn nicht einfach in den Grunewald einen klauen?«

Ich habe den Vater schon häufig empört gesehen, aber so empört wie an diesem Abend noch nie.

Er war kreidebleich geworden. »Ist das dein Ernst?« fragte er heiser.

Frieda war sehr erstaunt. »Logisch«, sagte sie; »das machen doch alle.«

»Alle . . .!« echote Vater dumpf. »Alle . . .!« Er erhob sich steif und nahm mich bei der Hand. »Du gestattest wohl«, sagte er darauf zu Frieda, »daß ich erst den Jungen nach Hause bringe, ehe ich dir hierauf die gebührende Antwort erteile.«

Er hat sie ihr niemals erteilt. Frieda war vernünftig; sie tat so, als ginge sie auf Vaters Zimperlichkeit ein, und am nächsten Tag entschuldigte sie sich.

Doch was nützte das alles; einen Baum, gar einen Staatsbaum, wie Vater ihn sich vorstellte, hatten wir deshalb noch lange nicht.

Aber dann — es war der dreiundzwanzigste Dezember, und wir hatten eben wieder unseren Stammplatz unter dem Dinosauriergerippe bezogen — hatte Vater die große Erleuchtung.

»Haben Sie einen Spaten?« fragte er den Museumswärter, der neben uns auf seinem Klappstuhl eingeknickt war.

»Was?!« rief der und fuhr auf. »Was habe ich?!«

»Einen Spaten, Mann«, sagte Vater ungeduldig; »ob Sie einen Spaten haben.«

Ja, den hätte er schon. Ich sah unsicher an Vater empor. Er sah jedoch leidlich normal aus; nur sein Blick schien mir eine Spur unsteter zu sein als sonst.

»Gut«, sagte er jetzt; »wir kommen heute mit Ihnen nach Hause, und Sie borgen ihn uns.«

Was er vorhatte, erfuhr ich erst in der Nacht.

»Los«, sagte Vater und schüttelte mich, »steh auf!«

Ich kroch schlaftrunken über das Bettgitter. »Was ist denn bloß los!«

»Paß auf«, sagte Vater und blieb vor mir stehen: »Einen Baum stehlen, das ist gemein; aber sich einen borgen, das geht.«

»Borgen . . .?« fragte ich blinzelnd.

»Ja«, sagte Vater. »Wir gehen jetzt in den Friedrichshain und graben eine Blautanne aus. Zu Hause stellen wir sie in die Wanne mit Wasser, feiern morgen dann Weihnachten mit ihr, und nachher pflanzen wir sie wieder am selben Platz ein. Na . . .?« Er sah mich durchdringend an.

»Eine wunderbare Idee«, sagte ich.

Summend und pfeifend gingen wir los; Vater den Spaten auf dem Rücken,

ich einen Sack unter dem Arm. Hin und wieder hörte Vater auf zu pfeifen, und wir sangen zweistimmig »Morgen, Kinder, wird's was geben« und »Vom Himmel hoch, da komm ich her«. Wie immer bei solchen Liedern hatte Vater Tränen in den Augen, und auch mir war schon ganz feierlich zumut.

Dann tauchte vor uns der Friedrichshain auf, und wir schwiegen. Die Blautanne, auf die Vater es abgesehen hatte, stand inmitten eines strohgedeckten Rosenrondells. Sie war gut anderthalb Meter hoch und ein Muster an ebenmäßigem Wuchs.

Da der Boden nur dicht unter der Oberfläche gefroren war, dauerte es auch gar nicht lange, und Vater hatte die Wurzeln freigelegt. Behutsam kippten wir den Baum darauf um, schoben ihn mit den Wurzeln in den Sack, Vater hing seine Joppe über das Ende, das raussah, wir schippten das Loch zu, Stroh wurde drübergestreut, Vater lud sich den Baum auf die Schultern, und wir gingen nach Hause. Hier füllten wir die große Zinkwanne mit Wasser und stellten den Baum rein. Als ich am nächsten Morgen aufwachte, waren Vater und Frieda schon dabei, ihn zu schmücken. Er war jetzt mit Hilfe einer Schnur an der Decke befestigt, und Frieda hatte aus Stanniolpapier allerlei Sterne geschnitten, die sie an seinen Zweigen aufhängte; sie sahen sehr hübsch aus. Auch einige Lebkuchenmänner sah ich hängen.

Ich wollte den beiden den Spaß nicht verderben; daher tat ich so, als schlief ich noch. Dabei überlegte ich mir, wie ich mich für ihre Nettigkeit revanchieren könnte.

Schließlich fiel mir ein: Vater hatte sich einen Weihnachtsbaum besorgt, warum sollte ich es nicht fertigbringen, mir über die Feiertage unser verpfändetes Grammophon auszuleihen? Ich tat so, als wachte ich eben erst auf, bejubelte vorschriftsmäßig den Baum, und dann zog ich mich an und ging los.

Der Pfandleiher war ein furchtbarer Mensch; schon als wir zum erstenmal bei ihm gewesen waren und Vater ihm seinen Mantel gegeben hatte, hätte ich dem Kerl sonst was zufügen mögen; aber jetzt mußte man freundlich zu ihm sein.

Ich gab mir auch große Mühe. Ich erzählte ihm was von zwei Großmüttern und »gerade zu Weihnachten« und »letzte Freude auf alte Tage« und so, und plötzlich holte der Pfandleiher aus und haute mir eine herunter und sagte ganz ruhig: »Wie oft du sonst schwindelst, ist mir egal; aber zu Weihnachten wird die Wahrheit gesagt, verstanden?« Darauf schlurfte er in den Nebenraum und brachte das Grammophon an. »Aber wehe, ihr macht was an ihm kaputt! Und nur für drei Tage! Und auch bloß, weil du's bist!«

Ich machte einen Diener, daß ich mir fast die Stirn an der Kniescheibe stieß; dann nahm ich den Kasten unter den einen, den Trichter unter den anderen Arm und rannte nach Hause.

Ich versteckte beides erst mal in der Waschküche. Frieda allerdings mußte ich einweihen, denn die hatte die Platten; aber Frieda hielt dicht.

Mittags hatte uns Friedas Chef, der Destillierenwirt, eingeladen. Es gab eine tadellose Nudelsuppe, anschließend Kartoffelbrei mit Gänseklein. Wir aßen, bis wir uns kaum noch erkannten; darauf gingen wir, um Kohlen zu sparen, noch ein bißchen ins Museum zum Dinosauriergerippe; und am Nachmittag kam Frieda und holte uns ab. Zu Hause wurde geheizt. Dann packte Frieda eine Riesenschüssel voll übriggebliebenem Gänseklein, drei Flaschen Rotwein und einen Quadratmeter Bienenstich aus, Vater legte für mich seinen Band »Brehms Tierleben« auf den Tisch, und im nächsten unbewachten Augenblick lief ich in die Waschküche runter, holte das Grammophon rauf und sagte Vater, er sollte sich umdrehen.

Er gehorchte auch; Frieda legte die Platten raus und steckte die Lichter an, und ich machte den Trichter fest und zog das Grammophon auf.

»Kann ich mich umdrehen?« fragte Vater, der es nicht mehr aushielt, als Frieda das Licht ausgeknipst hatte.

»Moment«, sagte ich; »dieser verdammte Trichter — denkst du, ich krieg' das Ding fest?«

Frieda hüstelte.

»Was denn für ein Trichter?« fragte Vater.

Aber da ging es schon los. Es war »Ihr Kinderlein, kommet«; es knarrte zwar etwas, und die Platte hatte wohl einen Sprung, aber das machte nichts. Frieda und ich sangen mit, und da drehte Vater sich um. Er schluckte erst und zupfte sich an der Nase, aber dann räusperte er sich und sang auch mit. Als die Platte zu Ende war, schüttelten wir uns die Hände, und ich erzählte Vater, wie ich das mit dem Grammophon gemacht hatte.

Er war begeistert. »Na . . .?« sagte er nur immer wieder zu Frieda und nickte dabei zu mir rüber: »Na . . .?«

Es wurde ein sehr schöner Weihnachtsabend. Erst sangen und spielten wir die Platten durch; dann spielten wir sie noch mal ohne Gesang; dann sang Frieda noch mal alle Platten allein; dann sang sie mit Vater noch mal, und dann aßen wir und tranken den Wein aus, und darauf machten wir noch ein bißchen Musik; und dann brachten wir Frieda nach Hause und legten uns auch hin.

Am nächsten Morgen blieb der Baum noch aufgeputzt stehen. Ich durfte liegenbleiben, und Vater machte den ganzen Tag Grammophonmusik und pfiff zweite Stimme dazu.

Dann, in der folgenden Nacht, nahmen wir den Baum aus der Wanne, steckten ihn, noch mit den Stanniolpapiersternen geschmückt, in den Sack und brachten ihn zurück in den Friedrichshain.

Hier pflanzten wir ihn wieder in sein Rosenrondell. Darauf traten wir die

Erde fest und gingen nach Hause. Am Morgen brachte ich dann auch das Grammophon weg.

Den Baum haben wir noch häufig besucht; er ist wieder angewachsen. Die Stanniolpapiersterne hingen noch eine ganze Weile in seinen Zweigen, einige sogar bis in den Frühling.

Vor ein paar Monaten habe ich mir den Baum wieder mal angesehen. Er ist jetzt gute zwei Stock hoch und hat den Umfang eines mittleren Fabrik-schornsteins. Es mutet merkwürdig an, sich vorzustellen, daß wir ihn mal zu Gast in unserer Wohnküche hatten.

(Entnommen aus dem Band: »Als Vaters Bart noch rot war« von Wolfdietrich Schnurre. Abdruck mit freundlicher Genehmigung der Verlags-AG »Die Arche«, by Peter Schifferli, Copyright 1958 Zürich).

Martin Luthers Sprache wird modernisiert

Revision der Bibel-Übersetzung des Reformators abgeschlossen

Mit der Herausgabe des nachrevidierten Neuen Testaments der Lutherbibel, die am Sonntag, 7. November, im Eröffnungsgottesdienst der EKD-Synode in Braunschweig übergeben wurde, ist die vor 50 Jahren begonnene Überarbeitung der Bibelübersetzung Martin Luthers abgeschlossen. Der jetzt veröffentlichte Text tritt an die Stelle des nach Ansicht von Fachleuten zu zaghaft revidierten Textes von 1956. Dieser wurde in den Jahren 1971 bis 1975 im Auftrag des Rates der EKD von einer 20köpfigen Kommission nochmals überarbeitet. Dabei wurden veraltete Wörter und schwerverständliche Wendungen konsequenter als 1956 ersetzt. Die Wortstellung im Satz wurde dem heutigen Sprachgebrauch angepaßt.

Gegenüber der Fassung von 1956 wurde der Text an mehreren Tausend Stellen, zum Teil allerdings nur geringfügig, verändert. So heißt es etwa in der Weihnachtsgeschichte (Lukas 2, 14) nicht mehr wie bisher: »Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen«, sondern: »... und Friede auf Erden bei den Menschen seines Wohlgefallens.« Die Stelle Johannes 2, 6 (bisheriger Text: »Es waren aber allda sechs steinerne Wasserkrüge gesetzt nach der Sitte der jüdischen Reinigung und ging in je einen, zwei oder drei Maß«) lautet in überarbeiteter Fassung: »Es standen aber dort sechs steinerne Wasserkrüge für die Reinigung, wie sie bei den Juden Sitte war, und in jeden gingen etwa hundert Liter.«

Das Wort »Fleisch« wurde an zahlreichen Stellen durch andere Worte oder Wendungen ersetzt. Statt »Denn ich weiß, daß in mir, das ist in meinem Fleische, wohnt nichts Gutes« heißt es in Römer 7, 18 jetzt: »Denn ich weiß, daß in mir, so wie ich von Natur bin, nichts Gutes wohnt.«

Nach Ansicht des hannoverschen Landesbischofs D. Eduard Lohse, Leiter der neutestamentlichen Revisionskommission und Vorsitzender des Evan-

gelischen Bibelwerks, wird der revidierte Text vielen jungen Menschen den Zugang zur Bibel erleichtern. Das nunmehr abgeschlossene Werk der Revision der Lutherbibel wolle dazu beitragen, daß sie »die Bibel der evangelischen Christenheit bleibt, die im Gottesdienst und in der Lektüre zuhause ihren festen Platz behält.« (epd)

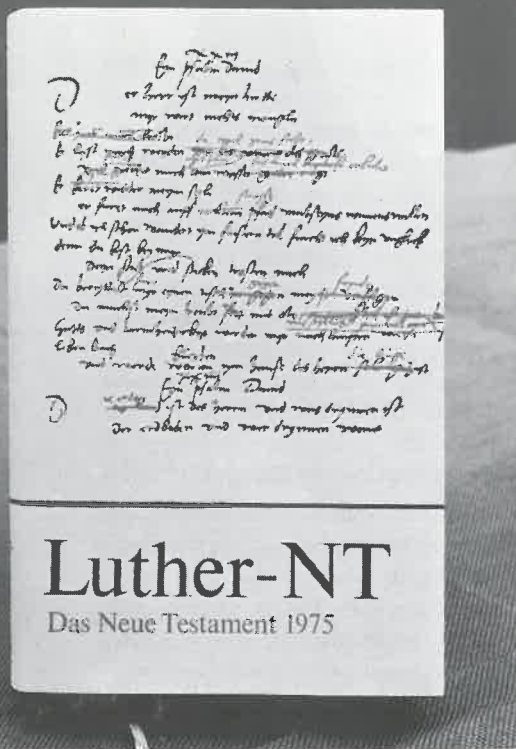
Liebe Canstein-Freunde!

In die Reihe der mancherlei Postsachen, die in den Vorweihnachtswochen in unsere Briefkästen geworfen werden, reiht sich als eine dieser Canstein-Briefe ein. Ob Sie sofort Zeit zum Lesen haben, weiß ich nicht. Vielleicht wartet der eine oder andere bereits auf ihn, vielleicht legen Sie ihn zur Seite, um ihn in ruhigen Stunden zu lesen. Der Zeitpunkt des Lesens ist nicht entscheidend, aber ich hoffe, daß Sie ihn mit Interesse lesen.

Der Auszug aus dem Vortrag von Dr. Meurer, dem Generalsekretär des Evangelischen Bibelwerkes, zeigt uns eindrücklich die Bedeutung der Bibel für die Entwicklung in der Dritten Welt, für die Christen dort und deren Verbundenheit mit uns. Der Hunger nach dem Wort Gottes ist dort noch so groß, daß wir viele Anstrengungen unternehmen müssen, um ihn stillen zu können. Noch immer warten Millionen Menschen sehnsüchtig darauf, durch unsere tätige Mithilfe die Botschaft Gottes zu empfangen, um im Glauben an ihn leben zu können und dadurch gleichzeitig die Möglichkeit erhalten, Schreiben und Lesen zu lernen. Sie erfahren dabei, daß ihnen das Wort Gottes Mut macht, ihrem Leben einen neuen Sinn zu geben. Davon leben sie, davon leben wir. Daher möchte ich Sie bitten: *Helpen Sie durch Ihre Spende weiter mit, daß wir diesen wichtigen Dienst der weltweiten Bibelmission tun können!* Mit dieser Bitte verbinden möchte ich einen herzlichen Dank all denen, die uns mit Fürbitte und Opfern immer wieder bei unseren Aufgaben helfen.

Weihnachten steht wieder einmal vor der Tür. Das Fresko auf dem Titelbild dieses Canstein-Briefes versucht die Botschaft deutlich zu machen: ... und das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns ..., Joh. 1, 14. Mit der Menschwerdung Gottes in Jesus Christus kommt das große Licht auf diese mit viel Schatten bedeckte Welt. Aber dieses Licht hat eine solche Kraft, daß wir gerade zu Weihnachten uns nicht von Traurigkeit, vom Gefühl einsam und allein zu sein, erdrücken zu lassen brauchen. Denn wenn wir uns dieser guten Nachricht öffnen, kann es um uns wieder freundlicher, heller und wärmer werden. Wir können uns geborgen fühlen in der Gewißheit, daß Gottes Liebe uns nicht verläßt.

Ich wünsche allen Lesern, Spendern und Freunden ein gesegnetes Weihnachtsfest und ein gutes neues Jahr.
Ihr Hartmut Griewatz



Das nebenstehende Bild zeigt den Umschlag des Neuen Testaments der Lutherbibel in einer neuen Überarbeitung. Das Buch ist als Taschenbuch (DM 7,80) und in Leineneinband (DM 11,80) zu beziehen.

Foto: Vincent Böckstiegel

Titelbild: . . . und das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns . . . Johannes 1, 14. Voronet, eines der berühmten orthodoxen Klöster in der nordostrumänischen Landschaft Moldau, zeichnet sich durch den leuchtend blauen Untergrund seiner 1547 entstandenen Fresken an den Außenwänden aus. Christus wird nach ostkirchlicher Tradition in einer Höhle geboren.

Foto: Dietrich H. Teuffen

Unser Spendenkonto: Postscheckkonto Köln (BLZ 370 100 50) Nr. 1927 43 – 507. Die Canstein-Briefe werden im Auftrage der von Cansteinschen Bibelanstalt (Postfach 1770, 4800 Bielefeld 1) von Pfarrer Hartmut Griewatz, Witten, herausgegeben. Druck: Buchdruckerei G. Meiners, Inh. Rudolf Schmidt, 5830 Schwelm.